

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich
Leiter: W. Hofrat Dr. Dietmar Assmann

36. Jahrgang (1982)

Heft 3/4

Inhalt

Die Erdställe. Zwischenbilanz einer rätselhaften Unterwelt in Oberösterreich
Hans Falkenberg

179

Weibliche Handarbeit im Salzkammergut
Margareta Pokorny

217

Das Kapuzinerkloster in Ried im Innkreis während der NS-Zeit
P. Gaudentius Walser OFM Cap.

233

Ein „Landlerischer“ aus Laussa bei Losenstein
Hermann Derschmidt

238

Die Linz-Budweiser-Bahn. Ausgangspunkt des internationalen Schienenverkehrs
Günther Kleinhanns

250

Landschaftskunst und Heimatbegriff bei Karl Hayd
Fritz Feichtinger

260

Papierblumen aus Schwarzenberg
Franz Haudum

267

Buchbesprechungen

269

Papierblumen aus Schwarzenberg*

Von Franz Haudum

Von alters her versuchte der Mensch, die Natur zu bannen, sie über die „tote Zeit“ des Winters zu retten, etwa durch das Trocknen von Blumen, oder er trachtete, Gewächse künstlich und kunstvoll nachzuahmen. Außerdem waren Schnittblumen auch während der warmen Jahreszeit noch im 19. Jh. für weite Kreise ein unerschwinglicher Luxus.

Die Blumenmacherkunst hatte ihren Ursprung im Mittelmeerraum. Im Mittelalter entfalteten sich Frauenklöster zu den wichtigsten Pflegestätten der Kunstblumenerzeugung. Im 17. Jh. entdeckte die adelige und bürgerliche Gesellschaft die Blumenmacherei als Liebhaberkunst. Von Italien angeregt schufen die Wiener und Prager Kunstblumenhersteller Blumen aus versilbertem und vergoldetem Kupferdraht, mit Folien und Seidenstoffen, als Schmuck für Heiligenbilder, Altäre, Grabdenkmäler, als Brautschmuck und für Totenkronen (Export nach Ungarn und Siebenbürgen).

In Nordböhmen und Sachsen wurde die volkstümliche Blumenkunst zum Schmuck von Andachtsstätten schon länger ausgeübt, wobei als Material vor allem Wachspapier Verwendung fand. Um 1840/50, zur Zeit der Arbeitslosigkeit der Weber, blieb als Ausweg nur der Einstieg in die gewerbliche Kunstblumenerzeugung. Sebnitz war die Blumenmetropole, wo neben Totenkranzen und Sträußen für Frauenehauben in den 50er Jahren vor allem Erntesträuße und die mit Pfauenfedern geschmückten Rekrutesträuße hergestellt wurden. Dieser Aufschwung der deutschen Kunstblumenfertigung äußerte sich auch in zahlreichen Versuchen, das Blumenmachen an Orten einzuführen, wo es bisher unbekannt war.

Papierblumen waren – nach Aussage der älteren Generation – in hiesigen Wohnungen und Kapellen massenhaft vorhanden. Heute sind diese Zierden schon fast ganz verschwunden. Als ich vor acht Jahren der Sache nachging, fand ich folgende Situation vor:

- in der alten Freundorfer Dorfkapelle standen ehedem zwei einfache „Stöckl“, aus einem Drahtgerüst gefertigt, das auf einem Dreifuß stand, darauf in Wachs getränkte sog. „Gedrehte Rosen“,
- in der alten Veit-Kapelle in Pfaffetschlag umrahmte jeden Flügel des neugotischen Altärchens ein Kranz mit weißen und roten gedrehten Rosen,

- in der Kapelle in Schönberg, in Hinteranger in der Öller-Kapelle und Kasper-Kapelle, in der „Kreuzhäusl“-Kapelle und in der Oberschwarzenberger-Kapelle fanden sich „Stöckl“ und Kränze mit unterschiedlichen Blumen,
- ein Lilienkranz in der Breitenberger Mariengrotte,
- verschiedene „Stöckl“ in etlichen Stuben in Hinteranger und Oberschwarzenberg.

Mittlerweile sind die Kunstblumen z. T. bei Renovierungen auf den Abfallhaufen geworfen oder verbrannt worden.

Wohl verstünden sich auch heute noch in jeder Ortschaft etliche Frauen auf die Handfertigkeit des Blumenbindens, doch sie üben sie nicht aus, weil die Blumen „aus der Mode gekommen“ sind. Wollte in letzter Zeit jemand trotzdem Papierblumen aufstellen, so wandte er sich hauptsächlich an Anna Weidinger in Hinteranger oder an die wohl einzige heute noch aktive Blumenherstellerin im Oberen Mühlviertel, an Leopoldine Donabauer in Oberschwarzenberg.

Die Palette der von den beiden Frauen verfertigten Blumenarten ist vielfältig:

- Am häufigsten fand wohl die mit wenigen Handgriffen herstellbare „gedrehte Rose“ als Einzelblüte ihre Verwendung: zum Schmücken von Kränzen für Hochzeitswagen und Schwibbogen, in gewachstem Zustand für die Gräber statt der vom Frost verbrannten Naturblumen, weiters in Kapellen oder als Schmuck am Fensterbrett, zwischen den Doppelfenstern in Reisig oder Holzwolle gebettet.
- Das „Lilienstöckl“ oder der „Lilienkranz“ rahmten in den Kapellen die Marienstatuen oder gehörten zur Versehgarnitur.
- Bei einem gewöhnlichen „Stöckl“, dessen Bezeichnung vom überzogenen Holzzylinder herkommt, trägt ein Drahtgerüst Blätter, Knospen und Blüten in der Form eines Lebensbaumes. Verschiedene Größen von Apfelblüten, Astern, Nelken, Chrysanthemen, Gartenrosen, Seerosen und Phantasieblumen werden frontal auf eine Schauseite hin ausgerichtet.

* Während der 4. Kulturwoche in Schwarzenberg im Mühlkreis vom 7. – 15. August 1982 fand zu diesem Thema eine viel beachtete Ausstellung statt. (Anm. d. Redaktion)

- Der abgewinkelte „Spiegelkranz“ oder die Umrähmung des Weihbrunnkessels bestanden ebenso aus den obengenannten Blüten; waren beide früher durchwegs üblich, so sind sie nun nicht mehr trotz ihrer prächtigen Ausführung in Krepp- oder Seidenpapier anzutreffen.
- Ein Strauß von Einzelblüten, allseits besehbar, wird „Bukett“ oder einfach „Buschen“ genannt. Das „Nelkenbukett“ steckte nicht in einem Holzklotz, sondern in einem mit Sand gefüllten Blumentopf, um das natürliche Vorbild besser imitieren zu können.

Neben dem Krepp- und Seidenpapier wurde auch Stanniolfolie (Abfall verschiedener Verpackungen) verarbeitet. Dieses stark reflektierende Material in Gold und Silber wurde nicht wegen seiner Feierlichkeit, sondern wegen seiner Unempfindlichkeit und Haltbarkeit gewählt. Metallischer Glanz bezirzt die Augen, täuscht wertvolleres Material vor.

In die alten Stuben drang durch die kleinen Fenster nur spärlich Licht bis in den Herrgottswinkel. Während zwar Holzschnitte, Kupferstiche, Hinterglasbilder und Öldrucke religiösen Inhaltes zu beiden Seiten des Kruzifixes sich abwechselten, blieb doch der Platz im Winkel unterhalb des Kreuzes bis zum Aufkommen der Kunstblumengebinde im 19. Jh. vermutlich leer. Hier fanden die lichtunabhängigen Kunstblumen einen idealen Standort. Außerdem bedurften sie wegen ihrer langen Lebensdauer keiner besonderen Hege und Pflege.

Das Papier genügte also den Kultansprüchen in Stuben und Kapellen, brauchte kein großes repräsentatives Verlangen zu erfüllen, es war zweckbestimmt. Als eine alltägliche Notwendigkeit konnte der Schmuck in der Bevölkerung kein besonderes Interesse oder gar Begeisterung wecken; in letzter Zeit wurde er schon eher mit Abneigung betrachtet. Durch das ungeschützte Aufstellen oder Hängen war er der Verschmutzung ausgesetzt, was ihm den Ruf eines „Staubfanges“ einbrachte. Selbst Volkskundler hatten bei der Restaurierung von Kapellen und Kirchen diese bescheidenen Gebilde unbeachtet gelassen, gerade im Zuge der Liturgiereformbestrebungen wurden sie entfernt.

In den letzten Dezennien gewannen der Garten und die Gärtnerei viele Bereiche zurück, die dem künstlichen Blumenschmuck aus wirtschaftlichen und praktischen Gründen so lange vorbehalten waren. Doch bringen nicht Verlage schon wieder Anleitungen auf den Markt, wie man mit Draht und Tauchlack oder Stücken von Nylonstrümpfen künstliche Blumen basteln kann?

Volkskundeabteilungen, Heimathäuser (mit Ausnahme des Mondseer-Rauchhauses) oder Pri-

vatsammlungen (mit Ausnahme der Sammlung von Med.-Rat Dr. Julius Prager) haben bis jetzt die Produkte dieses saisongebundenen Handwerkes als nicht sammlungswürdig betrachtet, und doch erfüllen sie alle Kriterien, die erfüllt werden müssen, um zur „Volkskunst“ gezählt zu werden:

- sie sind eng an volkstümlichen Brauch und Glauben gebunden,
- sie sind ein in Handarbeit gestaltetes Formengut, das tradiert wird (Frau Weidinger ließ sich von den *Sippel-Schwestern* und Frau Berta *Pilger* in Oberschwarzenberg anlernen),
- sie sind völlig unabhängig vom internationalen Stil in Hausarbeit hergestellt worden.

Häufig werden die Arbeiten der „Blumenweiber“ als Kitsch abgetan. Das ist wohl Auffassungssache. Doch kann man sich auch der Meinung des Volkskundlers Franz Carl *Lipp* anschließen, der in den Siebzigerjahren meinte, die Papierblumenherstellung sei heute die „letzte Volkskunst des Mühlviertels“.